

Lebenswissenschaften

Wenn das Feuilleton einer großen Frankfurter Zeitung den Trend von den Geisteswissenschaften zu den Lebenswissenschaften mitmacht, dann hat sich das Blatt gewendet. Die Biologie ist zusammen mit Biomedizin und Gentechnik nicht nur zur Leitdisziplin geworden, die Schlagzeilen macht, sondern befindet sich auch auf dem Weg der Kommerzialisierung in der Biotechbranche, bis hin zu Patentierungswünschen. Wenn kulturelle Plausibilitäten durch solche Entwicklungen ins Wanken geraten, sind ethische Orientierungen gefragt, an denen sich auch eine Biopolitik ausrichten kann, die nicht nur im nationalen Maßstab denkt, sondern auch international die (rechtlichen) Rahmenbedingungen human gestaltet. Daher dürfte es im „Jahr der Lebenswissenschaften“ nicht nur für den umstrittenen Nationalen Ethikrat nützlich sein, sich über die vielfältigen Dimensionen des menschlichen Lebens zu verständigen.

Die Leistungen, die Biowissenschaften und Gentechnik in den letzten Jahrzehnten erbracht haben, sind so atemberaubend, daß die Forscher staunend und bisweilen schauernd das molekular Kleingedruckte im Buch der Natur lesen, auch wenn sie deshalb nicht öffentlich in das Lob des Schöpfers ausbrechen. Mit der Entschlüsselung des menschlichen Genoms, die im Jahr 2000 „verkündet“ wurde, gelang der Forschung dank der Computer ein epochaler Durchbruch, den Wissenschaftler als Blick ins „gelobte Genneuland“ (Hubert Markl) bezeichnen. Auch ein Interview mit dem amerikanischen Gen-Unternehmer J. Craig Venter stimmt einen hohen Ton an, wenn Frank Schirmacher von der DNA als „Symbol der Ewigkeit“ spricht und Peter Sloterdijk einen Zusammenhang zwischen dem Human-Genom-Projekt und einer „Religion des Lebens“ insinuiert, während Venter selbst in aller Bescheidenheit „nicht in einen gottgleichen Stand erhoben werden“ möchte.

Die Versuchung zur religiösen Überhöhung der Wissenschaft ist nicht neu. Wir finden sie exemplarisch im 19. Jahrhundert bei Auguste Comte und seiner positivistischen Religion, aber auch schon in der frühen Neuzeit. In seiner Reise-Fabel „Neu-Atlantis“ entwirft Francis Bacon die Utopie einer wissenschaftlich-technischen Zivilisation, deren Forschungsgemeinschaft in Anspielung auf das biblische Schöpfungswerk „Kollegium des Sechs-Tage-Werks“ heißt: Dessen wissenschaftsgetriebene Nachschöpfung soll der erschöpften göttlichen Schöpfung wieder auf die Sprünge helfen, natürlich zur Verbesserung der Welt.

Den neuen Herausforderungen dürfte es kaum dienlich sein, die Biowissenschaften mit einer religiösen Aura zu versehen und Grundlagenforschung mit uneingelösten Heilungsversprechen zu begründen. Vielmehr ist nüchterner Sachverstand vonnöten, der die diagnostischen und therapeutischen Möglichkeiten ebenso realistisch einzuschätzen vermag wie die Grenzen der Forschung und der

medizinischen Anwendung. Zugleich bedarf es einer ethischen Reflexion, die sich auf Güterabwägungen und nötigenfalls deutliche Grenzziehungen versteht. Zudem gilt auch für Biologen, was Friedrich Dürrenmatt den Physikern ins Stammbuch schrieb: „Der Inhalt der Physik geht die Physiker an, die Auswirkung alle Menschen. Was alle angeht, können nur alle lösen.“

Das weite Feld der Fragen beginnt mit der Sequenzierung des Humangenoms, die erst den Beginn der zeitaufwendigen Aufgabe markiert, die Semantik des genetischen Textes, einer endlosen Abfolge von vier Lettern in immer neuen Kombinationen, zu verstehen. Wie aus einem Wörterbuch der deutschen Sprache nicht das dichterische Werk Goethes herausspringt, so auch kein lebendiges Wesen aus dem digitalen Konstrukt des Genoms. Aktuelle Fragen beziehen sich auf die genetische Diagnostik wie etwa die Überprüfung eines in der Petrischale erzeugten Embryos auf Gendefekte hin (Präimplantationsdiagnostik). Rechtlich und ethisch höchst umstritten ist auch die verbrauchende Forschung an embryonalen Stammzellen, der große medizinische Bedeutung beigemessen wird, freilich um den Preis, daß menschliches Leben zum „Ersatzteillager degradiert“ wird, wie die Deutsche Bischofskonferenz in ihrem Wort „Der Mensch: sein eigener Schöpfer?“ festhält. Noch so hehre therapeutische Zwecke heiligen keineswegs sittlich unzulässige Mittel.

Die Biowissenschaften erzeugen gewiß ein neues positives Verfügungswissen, ohne indes im gleichen Maß „Orientierungswissen“ (Jürgen Mittelstraß), ein regulatives Wissen um Ziele und Zwecke hervorzubringen. Wenn wir wissen, was wir technisch können, wissen wir noch lange nicht, was wir moralisch sollen. Mit der Erforschung der molekularen oder zellulären Gestalt des menschlichen Lebens ist dessen Komplexität noch lange nicht erfaßt. Denn personales Leben entfaltet sich auch in Wechselwirkung mit der sozialen Mitwelt und der natürlichen Umwelt und zeichnet sich durch Bewußtsein, Sprache, Intelligenz, sittliches Verhalten und religiöses Suchen aus, vor allem aber durch eine Würde, die jedem aufgrund seiner Gattungszugehörigkeit zukommt und folglich auch nicht entzogen werden kann, weder vom Staat noch von der Wissenschaft. Die Lebenswissenschaften bedürfen der philosophischen Einsicht in die unantastbare Würde des Menschen und seine unverfügbaren Personrechte sowie in die Kunst des sittlich guten Lebens und Sterbens. Angesichts der globalisierten Armut muß der enorme Aufwand der Reproduktionsmedizin auch mit dem mangelnden Aufwand für Kinder im Elend in Beziehung gesetzt werden.

Die Kirche, die Europa durch zwei Jahrtausende mitprägte, stellte menschliches Leben unter den Segen Gottes, schützte schwaches Leben durch ihre Caritas und vermittelte Lebenssinn auch über die Lebenszeit hinaus. Sie tat dies aus der theologischen Einsicht, daß der Mensch, unbeschadet seiner evolutiven Verflechtung, durch göttlichen „Lebensatem“ (Gen 2, 7) geschaffen wurde. Von dorthier stammt seine Würde, aber auch seine Verantwortung für das Leben auf dieser Erde und seine Hoffnung, zum „ewigen Leben“ berufen zu sein (Joh 6, 40). *Michael Sievernich SJ*